

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

**Band:** 81 (1955)

**Heft:** 11

**Artikel:** Ferdinand bekommt das Telefon

**Autor:** Freuler, Kaspar / Gilsi, René

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-494405>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Ferdinand bekommt das Telefon

Von Kaspar Freuler

Das Telefon kann man weder kaufen, noch mieten. Man bekommt es. Man bekommt es genau so, wie man einen Pfennig bekommt. Man wehrt sich eine Weile dagegen. Man lächelt, wenn man zweimal, dreiviertel nacheinander niesen muß, wenn man jede Viertelstunde das Taschentuch ziehen muß und bald alle fünf Minuten, und erst wenn die Nase quillt und die Träne tropft und die Augen immer kleiner werden, erst dann ist man reif für Kamillendämpfe und Mentholtabletten und sonstige pseudomedizinische Eingriffe.

Genau so geht's mit dem Telefon. Man überhört so lange als möglich den Unterton, mit dem man von wildfremden Leuten an ihr Telefon gerufen wird, man entschuldigt sich, so gut es geht oder murmelt sonst etwas, man steht unzähltemale vor einer besetzten Kabine, wirft einen Haufen Geld in den Spalt und bekommt keine Verbindung, vielmehr ein melodisches Geläute und hie-

und da das Geld wieder zurück, man flucht leise und eindringlich, und nachdem man diese und weitere Prozeduren und Seelenkämpfe durchgemacht hat, ist man eines Morgens telefonwindelweich und beschließt Abonnent zu werden.

Nein, nicht Abonnent. Man wird Teilnehmer. Bern und die PTT veranstalten offenbar ein Fest, an dem man teilnehmen kann. Ferdinand glaubte bislang, wer telefoniere, sei's wo und wie es wolle, nehme am Telefonverkehr teil und sei alsdemi Teilnehmer. Mit nichts! Nur der Abonnent ist Teilnehmer.

Der deutschschweizerische Sprachverein, der uns ja via Bern auch mit dem Bahnsteig und dem Bürgersteig, mit der Fahrkarte, dem Fernsprecher, dem wundervoll klingenden Drahtrundspruch und dem Kraftwagen beglückt hat, mag hier eine Domäne fernern Wirkens finden.

Also man meldet sich und füllt ein Formular aus. Ohne Formular kein Telefon. Formulare sparen Zeit und Geld.

Drei Tage hernach darf Ferdinand zu einem Installateur gehen, der für derlei Arbeiten ein Spezialdiplom besitzt. Ohne Diplom kein Telefon. Der Mann nickt freundlich und verspricht, nach dem Vesper zu kommen. Es ist kein treuloses Gelübde, er kommt wirklich, besieht sich sehr ernsthaft die Sachlage; der Anschluß besteht bereits von einem früheren Wohnungsinhaber her. Leider aber befindet sich das Döschen hinter Ferdinands hoher Bücherwand. Er verlangt also zwei Tage Bedenkzeit. Bis zum dritten Tag hat Ferdinand die ganze Bücherwand abmontiert, die Klassiker, die Modernen, die dramatische Abteilung und die Helvetica. Das Arbeitszimmer sieht aus wie ein Zigeunerwagen, wie ein Antiquariat, eine Altwarensammlung. Sofa und Stühle sind mit Literatur belegt, jedes Gesimse trägt entweder Shakespear oder Wilh. Busch, Broschüren und Quartbände häufen sich in den Ecken, Manuskripte rutschen aus überfüllten Mappen, Blumenvasen ducken sich vorsichtig und nach Möglichkeit, hoch zu Ross läßt lächelnd die bronzene Jungfrau von Orléans ihr Lilienbanner flattern, einer Pendule geht das Perpendikel aus und sie tickt nicht mehr. Die Zeit steht still in diesem Raum. Mitten drin, einsam und verlassen und ihres Zweckes entfremdet, thront die Schreibmaschine; ihr schwarzes Ueberkleid ist unter einer Bücherbeige festgeklemmt. Die Fenster sind geschlossen, damit kein Lufthauch die Ordnung stört. Katze und Hund ist der Zutritt verboten. Mitten und quer durch den Raum türmt sich das leergewordene Büchergestell, eine Ruine aus edlem Tannenholtz und Nußbaumfurnieren.

Und nun kommt eilenden Schrittes der Installateur zum zweitenmal, mißt mit dem gelbgoldenen Doppelmeter und konstatiert, daß die Leitung durch ein Löchlein gezogen werden muß, das in die Rückwand des Gestelles gebohrt werden soll. Möbel sind zwar nicht für solche Dinge bestimmt, aber Ferdinand fügt sich dem Fachmann und räumt auch das letzte Regal aus, denn dort, 67 cm über dem Meeresspiegel – resp. über dem Fußboden – soll die ominöse Öffnung hinkommen. Sodann zieht der brave Mann noch ein Schräubchen zurecht, zupft an einer schwarzen Steckdose, nimmt lächelnd eine Zigarette und verschwindet freundlich dankend.

Ferdinand aber geht froh ins Geschäft. Er weiß, wann er heimkehrt, so wird schwarz und glänzend der Apparat auf dem Tisch stehen und Frau Ferdinand wird bereits das erste Dutzend Gespräche hinter sich haben. Er wird nun nach allen fünf Erdteilen telefonieren können, theoretisch zum Beispiel Eisenhower wegen der Uhrenzölle anläuten oder seinem jungen Vetter im fernen Sydney Grüß Gott

sagen können, oder auch beim Metzger einen Servelat bestellen. Alles gratis! Denn die Verwaltung macht dem Telefonteilnehmerabonnenten die Sache extra schmackhaft, indem sie ihm gestattet, am ersten Tage seiner abonnierten Teilnahme gratis und umsonst in alle Winde zu telefonieren und so sämtlichen Vetttern und Basen das große Ereignis einer eigenen Sprechstation mitzuteilen. Schließlich hat nicht jeder Erstbeste ein Telefon. Nur Arrivierte und Schwindler.

Aber wie Ferdinand heimkommt, ist noch kein Telefon da. Es ist auch nach zwei und nach drei Tagen nicht da. Ohne Geduld kein Telefon. Man kann warten. Das Warten gehört sowieso zum Telefonieren. Der Installateur ist aus Europa verschwunden. Ferdinand denkt in seiner Einfalt, er hätte einen installatorischen Notfall oder einen Beinbruch. Schließlich erwischte ihn am Telefon. Er ist unschuldig, selbstverständlich, wie alle Handwerker. Das Amt hat ihm den Apparat noch nicht geschickt. Ohne Amt kein Telefon. Das Amt wird sich gesagt haben, wenn dieser Ferdinand es Jahrzehnte lang auf die Bestellung habe warten lassen, so würde eine Woche Wartezeit nur von Nutzen und ertragbar sein.

Vom fünften Tag an wird Ferdinand giftig. Sein Zimmer ist vollständig unbenutzbar. Seine Post häuft sich. Briefe warten. Er sollte dies und das nachlesen. Irgendwo unter dem Zusammenbruch liegen Manuskripte. Auch der grüne Steuerzettel ist verschwunden.

Am zehnten Tag gibt es eine Katastrophe. Der Siamkater, mit Europas übertrüchter Höflichkeit noch nicht restlos vertraut, zerplatzt fast vor ungehörlichem Unternehmungsgeist. Es wurmt das braune Tierchen, daß es zu seines Herrn Studio keinen Zugang mehr haben soll. Es geht ihm wie weiland Ritter Blaubarts Frau, es wird schier gefressen vor Neugier.

Und richtig – am zehnten Tag wütst es heimlich und unbesehen in die verbotene Zone. Es wird irgendwo schlafen, denkt Frau Ferdinand, als es mit einem mal so still wird in der Wohnung.

Aber der Siamprinz schlafst noch schlummert nicht. Er arbeitet vielmehr aus Leibeskräften. Er tanzt und springt wie ein Tollhäusler in seinem neuen Riesenpapierkorb herum, hussa – holla – im Hui!

Wie Ferdinand heimkommt, sieht er folgendes Bild. Der altehrwürdige Mäusebussard, den sein Großvater geschossen hat, liegt in Lumpen und Fetzen über der Schreibmaschine, der Flaum fliegt noch in der Luft herum, der Vorhang hängt samt dem Eisenstänglein quer durch den Raum, unter einem Tuch bewegt sich etwas wie des Meeres und der Liebe Wel-

len auf der Theaterbühne, im nächsten Moment schießt der Kater aus dem Dunkel des Wellenspiels, reißt die letzte Bücherbeige um, verschwindet in der Höhe und lächelt froh und wohlgenutzt. Dann prasselt eine Schachtel Reißnägel über die Maschine, die Blumenvase neigt sich endgültig und verläßt die irdische Daseinsform, andere Dinge verlassen ebenfalls ihren Platz. Auch der Kater. Er verschwindet in einem Kastenfuß. Er hat eine der fröhlichsten Stunden seines jungen Lebens hinter sich – freilich eine andere vor sich. Aber die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor.

Eine Stunde später ist das Telefon installiert. Darüber sind Blumenvase und Vorhang vergessen. Ferdinand telefoniert an Vetttern und Basen und zugewandte Orte, und wenn er nicht mehr weiß, so kommt seine Frau mit einer neuen Liste. Zwischenhinein wird das Zimmer wieder in Ordnung gebracht. Das dauert bis nachts zwei Uhr. Um zwei Uhr ist es in Sydney erst abends fünf Uhr. Aber Ferdinand fragt vorsichtigerweise, ob man zu dieser Zeit auch noch gratis dorthin telefonieren könne. «Nein» – sagt das Fräulein. Und überhaupt sei das Gratistelefonieren am ersten Tag schon längst abgeschafft und geistere nur noch wie eine fromme Sage in den Köp-

fen gewisser Personen weiter. Ferdinands sagen kein Wort mehr. Sie telefonieren auch nicht mehr. Lediglich wird noch der Mäusebussard im Kartkübel beerdig.

In grauer Morgenfrühe rattert das Telefon. «Das gehört nun eben dazu –» murmelt Ferdinand und seufzt.

«Hier ist Ferdinand – ? – ?»

Am andern Ende flötet eine jungfräuliche Stimme: «Ist Ihr Zimmerherr zuhause?»

«Wer ist am Apparat – ?»

Die Stimme hustet und hustelt: «Hier ist – Fräulein Meier –»

Nun ja, Meier oder Müller heißt es immer in solchen Situationen.

«Der Gustav ist doch bei Ihnen Zimmerherr? und nun möchten Sie so freundlich sein und ihm sagen, er brauche nicht auf den Sechsuhrrzug zu kommen, ich fahre erst um acht Uhr – Danke schön!»

Ferdinand schlurft im Pyjama in die Mansarde hinauf. Der Zimmerherr Gustav ist schon weg. Ganz recht geschieht ihm! denkt Ferdinand und schlüpft wieder ins Bett.

Mit diesem Anruf hat das Jahr 1 des neuen Telefonteilnehmerabonnenten begonnen. Wir wünschen ihm 365 frohe Tage! Herzliche Teilnehmung!



Wird unser Fünfliber verkleinert?